

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 42 (1966-1967)
Heft: 8

Artikel: Karriere
Autor: Eidenbenz, Alfred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1079663>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

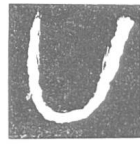
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Karriere

Erzählung von Alfred Eidenbenz



Unter den Studentinnen ging die Sage, aus Turin sei ein neuer Student eingetroffen, ein Apollo von solcher Schönheit, daß es besser sei, seiner nicht ansichtig zu werden, sonst seise aus mit dem Studieren – das würde noch angehn; aber es sei aus mit dem Leben; innert kurzer Zeit verginge man kurzweigs vor Liebeskummer.

«Das hätte mir ja gerade noch gefehlt», dachte Katherine. «Ich habe keine Zeit für so dumme Sachen. Katherine», dachte sie, während sie sich im Spiegel betrachtete, «du hast nur eins zu machen, merk dir das, eines und nichts außer diesem: Karriere.» Und sie rannte, um die Trambahn noch zu erreichen, die sie zur Redaktion brachte. Dort bearbeitete sie in zwei Stunden ein Interview, das sie mit einer Schauspielerin gehabt hatte, und schrieb den Bericht über uneheliche Mütter und ihr Schicksal, der ihr, nach ihrer Meinung, nicht schlecht gelang.

Und dann war es Zeit, hastig aufzubrechen, sonst kam sie zur Vorlesung auf der Universität zu spät, «Pädagogische Psychologie des Jugendalters». Natürlich war man dann zur Mittagszeit total erledigt, also Knorr-Suppe und ein Stück Schwarzbrot, und, wenn es die finanziellen Mittel noch gestatteten, ein Päckchen Zigaretten und einen Espresso.

Sie vertiefte sich in einige Kunstzeitschriften. Es war jetzt gerade drei Monate her, seit sie begonnen hatte, Vernissagen und Kunstausstellungen für ihre Zeitung zu besprechen. Dies ohne irgendwelche Vorbildung. Außer daß sie Tag und Nacht Kunstzeitschriften, Besprechungen in den führenden Tageszeitungen und die dünnen, illustrierten Publikationen über einzelne Künstler studierte, die man für wenig Geld erstehen kann. Studierte! Was heißt studierte! Eintrinken tat sie sie, sich einverleiben mit gierigem Heißhunger, aus innerster Anteilnahme, aber auch mit dem scharf und hart gezielten Interesse, das eine Karriere verlangt.

Der Kopf schwirrte ihr manchmal von Ausdrücken wie «Verkürzung der Diagonale», «Konzentration und Sublimierung», «überzeugende Spontaneität», «vom Surrealismus in die Riten der Dingmagie eingeweiht», «Äußerung der künstlerischen Dialektik», und was sonst noch alles von Kunstjournalisten erfunden und geprägt wurde. Und sie wußte etwas anzufangen damit. Das hatte ihr auch der Redaktor gesagt: «Sie haben ein Gefühl für den Geschmack, die Valeurs, das Gewicht eines Wortes, eines Ausdrucks», hatte er gesagt. Und er war sehr stolz auf seine Formulierung, ließ diese doch deutlich durchblicken, daß vor allem er in außerordentlichem Maße über diese wichtige Eigenschaft eines Journalisten verfügte.

Eine Zeitlang hatte sie hemmungslos ringsum bei den Tagesschriftstellern gestohlen, was ihr gerade in den Kram gepaßt hatte – wie ein Vögelchen, das sich den Kern aus dem Futter herauspicks, der ihm am bekömmlichsten ist. Aber jetzt hatte sie sich diese Kernchen einverleibt und gab sie wieder, wohlverdaut, von sich, wo sie ihrer bedurfte, wo sie hingehörten.

Sie zündete sich eine neue Zigarette an. Jetzt getraute sie sich über alles zu schreiben, was ihr aufgegeben wurde oder was ihr in die Finger kam: vom Verschwinden eines alten Quartierhauses – da erwarteten die Leser

Vom Kleinjogg zur Automation

einen wehmütigen Abschiedsgesang – über die Kremation eines bei einem Autounfall ums Leben gekommenen Geschäftsherrn und die Einweihung eines Tea-Rooms in pseudo-klassizistischem Geschmack bis zur Kritik eines Fernsehspiels. Ja: «Schreiben ist die Kunst des Bogenschießens, man muß die Mitte treffen» – diesen Aphorismus hatte sie selbst erfunden.

Ein Maler, der sich während des Krieges als Emigrant in Holland versteckt gehalten hatte – man konnte ihn relativ leicht verstecken, denn er war nur einsfünfundfünfzig groß – hatte sie zum Abendessen eingeladen. Ziemlich feudal, denn die deutsche Regierung hatte ihm reuevoll eine große Wiedergutmachungssumme ausbezahlt. Katherine hatte seine Bilder rezensiert: zuviel Symbolik, ein Abstraktum steht hart, ja schreiend neben dem andern, im Grunde genommen erschlägt eins das andere – aber das darf man nicht so laut sagen. Seine Zeichnungen sind viel besser: knorrig, versponnen, *eine* große Flucht vor der Grausamkeit der Welt, etwas kafka-haft Skurriles, Erschrecktes, Gehetztes.

Jetzt sitzt sie, kerzenumschimmert, neben dem Mann, dessen kleine, rote, behaarte Hand das alles gemacht hat. Plötzlich beugt er sich vor und flüstert: «Darf ich dich küssen?» Er duzt sie, das geht noch an, aber meint er, daß man sich von ihr mit einem Essen Küsse kaufen kann? Sie sitzt steif-aufrecht da wie eine Wand aus Sperrholz und schaut geradeaus. Vielleicht merkt er doch etwas. Aber es kommt noch viel besser: also das war die erste Frau (er zeigt Photographien), das war die zweite, die dritte, von der hat er zwei Kinder, ist mit einem deutschen Kellner durchgebrannt. Die Kinder? Die sind in einem Heim. Jetzt aber hat er ja ein Haus gebaut, die Kinder möchte er bei sich haben. «Kommen doch Sie» – er siezt sie wieder – «zu uns, zu mir, in mein Haus! Die Kinder sind reizend, Sie können weiter auf die Universität gehen, brauchen sich das Studium nicht mehr durch Schreiben mühsam zu verdienen – ja?»

«Ich?» fragt sie nur gedehnt. Sie will ja schreiben! Das gerade will sie ja! Und die Verantwortung für die Kinder! Man kann doch nicht einfach von ihnen weg zu den Vorlesungen. Abgesehen davon weiß sie, daß sie in kürzester Zeit seine Sklavin wäre, die den Haushalt machen muß, für die er sich erst abends interessiert, und dann in einer Art, vor der sie jäh zurückschreckt.

Nein, es ist Zeit, verstohlen aber doch deutlich zu gähnen. Jugend hat ein Recht auf Schlaf; oder auch auf Wachsein, aber so, daß einem dabei wohl ist. Sonst will man ja reif und erfahren sein, aber in einem solchen Augenblick tippt man auf Jugend.

In der Nacht träumt sie einen kindischen Traum von einem Schloß mit Terrasse, auf der sie in der Sonne liegt. Aber dann wird der Traum bedeutungsvoll, denn fatalerweise kriecht ein Mädchen, das die Kinderlähmung gehabt hat, auf den Knien, es will unbedingt mit eigenen Kräften über den Platz, auf den Knien durch den Schloßhof, einen Brief in der Hand, mit letzten Kräften erreicht es den Briefkasten und wirft triumphierend seine Botschaft ein.

Ziemlich geschlagen erwacht sie am Morgen. Aber es ist ein angenehmer

ringern würden mit jeder Umsatzsteigerung. Es fragte sich also, ob ich an die Weiterentwicklung der Branche glaubte. Und das tat ich ja wahrhaftig.

Die Ferry III kam also und arbeitete fleißig. Eigentlich hätte alles eitel Freude sein sollen. Das war es aber nicht. Die Maschine war wohl schnell, aber sie hatte eben kein Gefühl. Einmal spuckte sie schön goldene Chips aus, ein andermal aber braune, bittere «Negerli», die weggeworfen werden mußten. Das gab anfänglich sehr viel Abfall.

Mein Vater schaute ernst drein, und ich wollte die Blamage nicht auf der guten Ferry sitzen lassen. Wenn etwas falsch herauskam, so war jedenfalls nicht sie «schuld» daran, sondern das Ausgangsmaterial, und hier setzte ich an mit Suchen.

Wir hatten schon bisher größte Sorgfalt auf die Auswahl des Rohmaterials verwendet. Seit die eigenen Kartoffeln von der Katzenrüti nicht mehr ausreichten, und das war schon fast seit Beginn der Hönegger Fabrikation, wachten wir streng darüber, daß nur Kontrakte mit Bauern abgeschlossen wurden, deren Kartoffeln an klimatisch guter Lage und in günstigem Boden wuchsen. Nur so hatten wir Gewähr dafür, daß auch nach einem feuchten Sommer die Kartoffeln qualitativ unsere Ansprüche erfüllten.

Aber das war nicht genug. Es galt nach neuen, besseren Sorten Ausschau zu halten, besonders seit die bei uns hoch im Kurs stehende Sorte Bintje bei der Lagerung so ihre Tücken entwickelte. Die neuen Pflanzenschutzmittel erlaubten eben eine Bekämpfung der Krautfäule, und dadurch konnten die Kartoffeln länger im Boden belassen werden. Das steigerte zwar den Ertrag für den Bauern, aber die Kartoffeln wurden mehlig und weniger haltbar. Von November bis Juni waren wir bereits gezwungen, andere Sorten zu verwenden. Leider hatte die geschmacklich und in der Lagerfähigkeit sehr befriedigende Sorte Maritta den Nachteil, daß ihre Form nicht ebenmäßig ist, so daß

Zufall oder Ahnung?

Während des letzten Krieges waren meine Schwester und ich während den Ferien in einem Bergdorf. Am letzten Tag beobachteten wir während eines Spazierganges ein Flugzeug, das wie ein Silbervogel an dem unwahrscheinlich blauen Himmel kreiste. Wir interessierten uns für die Fliegerei, weil mein Jugendfreund Militärpilot war.

Plötzlich hatten wir beide das Gefühl, als ob das Flugzeug vor unseren Augen abtrudeln würde, und weit weg sahen wir dann auf einem Schneefeld einen Schatten, wie wenn die Maschine dort in den Schnee gestürzt wäre. Auf dem Heimweg kamen wir aber überein, dass es sich bei dem Manöver bestimmt um eine Täuschung gehandelt haben müsse.

Am Nachmittag unternahmen wir noch einen Ausflug in ein benachbartes Dorf und kamen dort am Friedhof an einem frischgeschaukelten Grab vorbei. Mehrmals schaute ich zurück zu der dunklen Gruft und hatte das bestimmte Gefühl, als hätte die Begegnung mit dem offenen Grab etwas zu bedeuten.

Am andern Tag erfuhren wir, dass mein Jugendfreund tatsächlich, jedoch in einer ganz anderen Gegend, tödlich abgestürzt war ...

L. S.



Wir schicken unsere Vierjährige in den Bäckerladen. «Mueti», sagt sie, «gäll, werns Lüt hed, chumm ich zerscht dra.»

M. H. in B.

Karriere

Tag, er beginnt mit zwei Stunden Proseminar, sie muß erst um halb Elf auf die Redaktion, wie die Vollblutredaktorinnen.

Während der Pause eine große Tasse Kaffee in der überfüllten Halbrundbar der Universität, etwas abwesend schaut Katherine auf die Gipsabgüsse antiker Plastiken hinunter, die verloren, wie aufgestellte Schemen, im Rauchschummer der abgestandenen Universitätsluft dahindämmern, der arme Apollo ist schon gelb wie aus einer Schwefelquelle, denkt sie, da setzt sich mit tiefem Aufseufzen eine junge Studentin neben sie, eben war eines der begehrten Plätzchen freigeworden.

«Gertie!» Schon so früh auf den Beinen! Sie war doch sonst vor Elf, frühestens um zehn, nie anzutreffen. Und wie bleich sie war! «Was ist denn mit dir? Ist dir nicht wohl?» – «Ach nein», sagte Gertie tonlos. «Ich habe ihn' wieder gesehn.

Ach – du kennst ihn doch auch! Den Turiner! Er macht mich einfach fertig!» Gerties Augen füllten sich wahrhaftig rasch mit Tränen.

«Keine Ahnung», sagte Katherine. «Nie gesehn. Keine Zeit für so etwas.»

Gertie war todunglücklich. Und daß sie sich ausgerechnet noch neben eine so herzlose Person setzen mußte! Sie schaute verloren in den ziemlich dunklen «Licht»-Hof hinunter und fand, er ziehe sie magisch-gefährlich an.

«Ich muß fort», sagte Katherine.

«Geh», flüsterte Gertie gedehnt.

Das dumme Huhn! Wenn schon verlieben, dann in etwas Brauchbares, Realisierbares, wenigstens in einen, bei dem man erste Geige spielen konnte und nicht zuhinterst im Orchester saß (dieses Bild wollte sie sich übrigens merken). Diese Anhimmelei mußte ja einen Burschen eitel machen – und ihn auch abstoßen.

Katherine schritt resolut die steile Dr. Faustgasse hinab.

Doch wo immer sie in den nächsten Tagen mit Kolleginnen zusammentraf, war nur von dem Turiner Apoll die Rede. Sie versuchte, nicht zuzuhören. Was ging er sie schon an? Was sollte sie mit dem dummen Zeug? Sollten doch die andern damit ihren Tag vertun, sich ablenken lassen, sich umsonst sehnen, unter seiner offenbar sprichwörtlichen Gleichgültigkeit schmachten, sich gegenseitig vor Eifersucht verzehren, sich –

Aber während sie so dachte, wuchs immer sichtbarer für sie ein beklemmendes Gefühl aus dem Dunkel des Unbewußten herauf, gegen das sie sich vergeblich mit Händen und Füßen wehrte, bis es groß und klar alle ihre Sinnesräume erfüllte: sie erkannte mit jähem Schrecken, daß sie selber, ohne ihn je gesehn zu haben, sich in ihn verliebt hatte. Sie war nicht immun gegen diese allgemeine Krankheit gewesen, sie hatte sich selber anstecken lassen, und um so heftiger, je mehr sie sich dagegen gewehrt hatte.

Bald schleppte sie sich hilflos mit der Krankheit herum. Sie war nie rundlich gewesen, aber jetzt magerte sie überall da ab, wo es überhaupt noch möglich war, sie war meist niedergeschlagen, brach aber manchmal völlig

unvermittelt in eine überspannte, hektische Fröhlichkeit aus, die eine schrille, falsche Note hatte, sie vergaß viel, machte Fehler in den Texten, und in die Glanzschicht der Zuverlässigkeit, der sie sich hatte rühmen dürfen, ritzten sich etliche Sprünge ein.

Fort von hier! Aber das konnte sie doch nicht, sie hatte hier ihre Volontärstelle, ihr Studium, sogar ein Zimmer...

Eines Morgens beim Waschen, wo ihr immer die besten Einfälle kamen, erkannte sie, daß nur eins sie noch retten konnte: handeln.

Aber es mußte ganz anders sein, als die andern es taten. Und sie machte sich einen Plan.

Sie erkundigte sich nach seinem Namen, nach seiner Adresse. Er wohnte in einem Apartmenthouse, also zu allem andern auch noch vermöglich. Ach – sie schlug sich auf die Stirn – daß sie nicht früher darauf gekommen war! Italienisch mußte sie lernen, unbedingt – wenigstens das Gangbarste. Sie kaufte sich noch am selben Tag einen abgekürzten Lehrgang. Zum Glück konnte sie sehr gut Französisch.

Sie blieb nach dem Abendschluß, wenn alle die Redaktion schon verlassen hatten, noch zurück, wartete auf die Putzfrau und begann mit ihr zu radebrechen. Die alte Frau war sehr zugänglich. Breit an den Besen gelehnt, erklärte sie ihr, was man am Telefon sagte, wie man das und jenes ausdrückte. Zuerst sprach sie nach Art einfacher Menschen nur in Infinitiven, um sich scheinbar besser verständlich zu machen. Aber das trieb ihr Katherine schnell aus: sie verlangte streng, daß alles in die richtige Person gesetzt werde. Bald konnte sie eine Anzahl von Verben fehlerlos konjugieren.

Wenn Katherine etwas wollte, dann wollte sie es. Sie hatte ständig ein kleines Büchlein bei sich, in das sie sich Ausdrücke notierte – beim Einkaufen, in der Trambahn, unter den Menschen einfacheren Berufes traf sie ja überall die Sprache an, die sie jetzt lernen wollte. Bald putzte sie sich die Zähne sogar auf Italienisch. «Ancora un pò, per favore», sagte sie, wenn sie sich noch etwas Kaffee einschenkte. «Il lenzuolo», sagte sie träumerisch, wenn sie sich zu Bett legte. «Pronto, pronto», kam ihr in den Sinn, wenn das Telefon klingelte. Schöne, klangvolle, reiche, wohlgenährte Sprache, die in einem Apartmenthouse wohnte.

Und eines Morgens, nicht zu früh, stellte sie die Nummer von «Turin» ein. Jagendes Herzklopfen, aber Stimme beherrscht, sachlich. Es ging rein um die Sache. Kameradschaft. Nicht von Frau zu Mann. Sozusagen von Mann zu Mann.

Das Telefon klingelte und klingelte, aber sie ließ sich nicht abschrecken. Endlich wurde auf der andern Seite abgenommen. Die schlafheiserste aller schlafheisern Stimmen knurrte etwas in den Apparat, und wenn sie sich nicht täuschte, folgte ihr ein schlecht unterdrücktes Aufstoßen. «Hier spricht Katherine», sagte sie, «Caterina parla.»

«Ja, und?» brummte Apoll.

«Es ist ohnehin Zeit, daß Sie jetzt endlich aufstehn», sagte sie, «è ora, sonst ist es dann nämlich Nachmittag.»

Vom Kleinjogg zur Automation

beim maschinellen Rüsten zu viel weggeschnitten werden mußte.

... und viele Versuche

In den Vereinigten Staaten hatte ich gesehen, daß in Forschung und Entwicklung große Anstrengungen unternommen wurden. Dort aber stand ein großer Verband zur Verfügung, und ich war allein.

Von der Studentenverbindung her kannte ich den Doktor Keller von der Landwirtschaftlichen Versuchsanstalt Oerlikon. Ich rief ihn an und fragte, ob man in der Schweiz nicht systematisch Experimente machen könnte, um die für Chips am besten geeignete Kartoffelsorte herauszufinden. Darauf erklärte mir Doktor Keller, er verfolge von Amtes wegen alle Neuzüchtungen auf europäischem Gebiet und wähle gerne anhand der Berichte der ausländischen Versuchsanstalten und deren Empfehlungen diejenigen Sorten aus, von denen er glaube, sie könnten in unserem Richtsortiment Lücken füllen. Diese Sorten würden dann versuchsweise angebaut, zuerst zwei Jahre in kleinen Versuchen, dann im Grobanbau. Wir müßten also zuerst die zwei ersten Anbaujahre abwarten und dann eine Versuchsquantität für Chips verwenden.

Anfänglich bereiteten wir selber die Versuchs-Chips, und damit wir nicht wegen einiger weniger Kilos Versuchskartoffeln die ganze Ferry eine Weile leer laufen lassen mußten – um die Versuche wieder von der übrigen Ware abzusondern – wurden in die Versuchskartoffeln eben Löcher gestoßen, worauf sich die «Versucherli» als eine Art Willisauerringli sehr einfach vom normalen Backgut unterscheiden und herausgenommen werden konnten.

Heute hat sich die Versuchsanstalt eine eigene kleine Friteuse angeschafft und die Versuche werden dort durchgeführt, so daß man sagen kann, sämtliche Kartoffelsorten, die in der Versuchsanstalt geprüft werden, werden auch auf ihre Eignung für Chips untersucht. Nach unzähligen Versuchen waren zuletzt noch

Vom Kleinjogg zur Automation

zehn Sorten im Rennen, das von der Kartoffel «Bodenkraft» gewonnen wurde. Ihre Eignung wird dieses Jahr in einem Großversuch nachgeprüft.

Das will nun aber nicht heißen, daß wir damit für immer am Ziel wären. Auch «Bodenkraft» läßt noch Wünsche offen, und zudem ist es von Vorteil, wenn mehr als eine gute Sorte vorhanden ist und die Rohstoffbasis so breit wird, daß auch unterschiedliche Wetterverhältnisse ausgeglichen werden können.

«Erkältete» Kartoffeln

Nicht nur die Sortenwahl, auch die Lagerung hat ihre Tücken. Kartoffeln, so lautet die offizielle Empfehlung der Versuchsanstalt für Speisekartoffeln, sollten kühl, das heißt bei ungefähr 4 Grad Celsius gelagert werden.

Wieder einmal bewährte sich meine Vorliebe fürs Stubenhocken und Lesen: In der amerikanischen Chips-Literatur war ich auf die Feststellung gestoßen, die überall angegebene Temperatur von 4 Grad sei zu kalt für Chips-Kartoffeln, man würde sie besser bei etwa 8 Grad einlagern.

Es bot sich Gelegenheit, die Probe aufs Exempel zu machen, denn wir hatten wieder einmal Schwierigkeiten mit unseren Chips, die einfach nicht die richtige helle Farbe erreichen wollten. Es waren Kartoffeln aus unserem eigenen Lager in der Katzenrütli, bei denen wir sicher waren, daß sie – so meinten wir – bei richtiger Temperatur gelagert worden waren. Wir holten nun ein altes elektrisches Öfeli von der Winde und begannen das Lager zu heizen, und zwar einige Wochen. – Und siehe da, die später dem Lager entnommenen Kartoffeln benahmen sich ganz brav und wurden zu vorschriftsgemäßen Chips!

Es ist da gar kein Hokuspokus dabei. Man kann, wenn man sich die Mühe nimmt, alles genau wissenschaftlich erklären: Wenn die Kartoffeln unterkühlt werden, so sammelt sich ein gewisses Quantum Zucker an, der dann mit den Aminosäuren beim Backen reagiert und die braune Färbung sowie den bitteren Ge-

Karriere

Sie hörte nur ein bärenhaftes Schnaufen. Offenbar wollte sich ein noch sehr umdämmertes Gehirn im Zwielficht des Erwachens zu gewissen Erkenntnissen hindurcharbeiten – aber ziemlich vergeblich.

«Ich brauche unbedingt jemand, der mir hilft, einen italienischen Kunsttext über Marini – Marino Marini – zu verstehn. Aber zahlen kann ich nichts. Sie müßten es schon gratis machen. Ohnehin brauchen Sie kein Geld. Wollen Sie das tun?»

«Augenblick mal», sagte Apoll, jetzt doch schon etwas wacher. Sie hörte glucksen – sie verstand, daß er irgendetwas trank. Und wirklich, jetzt hatte seine Stimme Ton bekommen, einen dunklen, kräftigen, sonoren Ton, wie er nur aus beträchtlichen Männerbrustkasten heraufsteigen kann.

«Also wie ist das?» fragte er.

«Marino Marini», sagte sie, «ich muß einen Text übersetzen, über ihn, verstehn Sie, und Sie müssen mir dabei helfen.»

«Signorina», sagte Apoll nun im vollen Besitz seiner Geisteskräfte, «ich bin noch selten mit einem solch schlechten Scherz mitten am – hm – mitten am Morgen geweckt worden. Sparen Sie sich Ihre Scherze für einen andern auf. Alles Gute.»

Abgehängt. Katherine wartete noch einen Augenblick, den Hörer in der Hand. Dann hängte auch sie auf. Sie biß sich auf den Daumennagel. Aber plötzlich lächelte sie. Für den Anfang gar nicht so schlecht. Wenigstens war ihr gelungen, ihn zu einer Reaktion zu zwingen – und wenn es nur schlechte Laune war. Ihren Namen hatte er sich vermutlich auch gemerkt. Schlechte Laune dauert ein Weilchen, also hatte er Notiz von ihr genommen – und das war todsicher mehr, als was Gertie und alle andern je erwirkt hatten.

«Du wirst mir noch den Text erklären, Wort für Wort – übrigens muß ich jetzt schleunigst etwas über Marino Marini finden –» dachte sie. «Wirst dabei unter dem Tisch meine Knie zu berühren versuchen, die ich schnell wegziehe, caro mio», dachte sie und ging hochgemut ins Badezimmer. Dort unterzog sie sich, nackt vor dem Spiegel, einer unbarmherzigen Kritik. Hals, Schultern, Brüste, Bauch, Arme, Beine, das war schnell gemacht. Sie hatte einen sehr wohlgebauten Körper, obwohl sie jetzt zu mager war. Wenn sie irgendwo in einem Bad im Bikini ging, dann wußte sie die Augen aller Männer auf sich gerichtet.

Anders stand es mit dem Kopf. Mit dem Gesicht. Warum hatte sich auf diesen perfekten Körper ein solches Gesicht verirrt? Die Stirne zu hoch, zu gescheit für eine Frau, die Nase zu bedeutend, sie stünde einem Ingenieur gut an, oder einem Professoren – viel zu sehr Energie und Zugriffigkeit in diesem Gesicht. Nur der Mund war gut an allem. Der Mund ging an, wenn auch noch etwas wenig fraulich, hatte er doch gute Linien. Aber wer nahm mit dem allein Vorlieb?

Man sollte seinen Kopf, sein Gesicht umtauschen können. Vielleicht paßte ihr Gesicht trefflich zu einem andern Körper, und sie bekam dafür eines, das sie sich wünschte? Aber das gab es nur in surrealistischen Filmen.

Am Abend schrieb sie an «Turin» einen Brief: Nein, es war ihr wirklich ernst. Sie mußte jemand haben, der ihr half. Die wenigen Studenten, die Italienisch konnten, die hatten keine Zeit – wer half heutzutage noch einem andern? Man rannte ins Kolleg, rannte heim, versuchte, im Minimum der Zeit sein Studium abzuhaspeln, da konnte man sich doch nicht noch mit Kolleginnen abgeben, die sich mit Marino Marini herumschlügen. Er aber hatte Zeit! Hatte noch Zeit! Das wußte sie ganz bestimmt! Was machte es ihm schon aus, ihr in ein paar Stunden den Text zu erläutern, den sie unbedingt für eine Redaktionsarbeit fertigkriegen mußte?

Es war ein Appell an den Gentleman in ihm – falls ein solcher vorhanden war. Wenn nicht, dann sollte er sich ruhig im nächsten Autounfall seine Römernase zerbrechen. Dann lernte sie nicht mehr weiter Italienisch.

Tags darauf Telefon. Er entschuldigte sich – eben aus dem Schlaf erwacht das letzte Mal, vollkommen desorientiert, keine Ahnung, um was es sich eigentlich handeln sollte, capisce, signorina, Caterina, so hieß sie doch, Giorgio er, ja, Giorgio – doch, machte er schon, ob es wohl noch ein Wörterbuch brauchte? Schwieriger Text? Ausdrücke über moderne Kunst? Davon hatte er keine Ahnung. Wie? – Einfach in klaren Worten sagen, worum es ging? Das konnte er.

Wenn er, sagte sie, über eine intelligenza normale verfüge, e lo credo, e lo credo, sagte sie, allora andrà bene. Futurum doch richtig gebildet? Hieß es so? Andrà bene? – Futurum vollkommen richtig. Einigermaßen normale Intelligenz probabilmamente vorhanden. Und er lachte breit, sonor und, wie ihr schien, auch etwas faul.

Er schlug ihr als Treffpunkt eine Bar vor, in der man unter Zweifüßig sicher nichts bekam. Sie dankte kurz, sachlich, und beeilte sich, das Gespräch, das sie gern stundenlang weitergeführt hätte, abzubrechen. Aber dann schoß sie ihren Pantoffel an die Zimmerdecke.

Sie überlegte sich: Sie mußte «Turin» vorher sehn, heimlich, ohne daß er es wußte – wenn er ihr dann das erste Mal gegenüberstand, wollte sie sich vollkommen in der Hand haben, nicht etwa wie Gertie.

Nichts war leichter zu bewerkstelligen als das. Giorgios Lebensgewohnheiten waren bis in die kleinsten Einzelheiten unter sämtlichen Studentinnen bekannt – sein Heranfahren in einem alten Sportwagen, der an Fehlzündungen litt, die Zigarettenmarke, die er rauchte, immer in alten, etwas zu kurzen, aber teuren Mänteln, unzeitgemäß kurzgeschnittenes Haar (freie Stirn), einen etwas gelangweilten Gesichtsausdruck, kein Portemonnaie, das Geld immer locker klingelnd in der Tasche, und was derartig bedeutender Einzelheiten mehr waren.

«Aber wie sieht er denn eigentlich aus?» wollte Katherine wissen. «Un-erhört toll», war die Antwort. «Schau dir den Apoll im Lichthof an – nur sonnengebräunt – und eben lebendig!»

Keine war offenbar imstande, einen Steckbrief zu verfassen. «Warte doch um zwölf auf ihn, wenn er zum Tor heraustritt!» schlug Gertie vor.

Das war annehmbar, die erste vernünftige Antwort.

schmack verursacht. Es ist dies ein ähnlicher Vorgang wie das Braunwerden des Brotes beim Backen – nur daß es dort eben erwünscht ist.

Heute sind alle Kartoffellager unserer Lieferanten mit Kontrollapparaturen ausgerüstet, die auf einem Thermohygro-Streifen genau die Luftfeuchtigkeit und die Temperatur während der ganzen Lagerungszeit notieren. Ist dann einmal ein Malheur passiert – zum Beispiel weil ein Fenster offen gelassen wurde – so kann die Schwankung eindeutig bewiesen werden. Dann gibt es zuerst einmal ein Donnerwetter, damit dem für die Lagerung Verantwortlichen der Schreck in die Glieder fährt, und dann wird nach der Ursache des Temperaturabfalls gesucht, damit solche Zwischenfälle in Zukunft vermieden werden.

Allenfalls «erkältete» Kartoffeln kommen dann in unser eigenes Rekonditionierungslager, wo sie wieder aufgepöppelt werden. Oft gelingt das, wenn das Lager während drei bis vier Wochen bis auf 15 Grad erwärmt wird. Nach jeder Woche Rekonditionierung wird ein Backversuch gemacht. Im Prinzip sind jedoch unsere Lieferanten vertraglich dazu verpflichtet, daß die Kartoffeln am Tage des Abholens backfähig sein müssen. – Wir möchten ja kein Erholungsheim für Kartoffeln werden.

Drei Tonnen in der Stunde

Unsere Ferry III, die anfänglich nur zwei Stunden täglich in Betrieb war, lief nach drei Jahren auf Hochtouren und konnte trotzdem kaum die Nachfrage zufriedenstellen. Ich hätte mir nie träumen lassen, daß die Entwicklung ein derartiges Tempo anschlagen würde. Sogar führende amerikanische Fachleute staunten und rechneten aus, daß in keinem anderen Land der Welt ein so schneller Aufstieg im Pommes chips-Verbrauch erreicht worden war. Die Schweiz hält in Kontinentaleuropa den Rekord im Pommes chips-Essen. Und von den 300 Gramm Chips, die durchschnittlich in der Schweiz pro Kopf und Jahr konsumiert werden, liefern wir zwei Drittel.

Vom Kleinjogg zur Automation

Mit einem lachenden und einem weinenden Auge betrachtete ich meinen dynamischen Betrieb. Das weinende Auge galt dem Abschied von unserem «freundlichen Drachen» und dem tiefen Griff in die Reserven, den die Anschaffung einer größeren Maschine verlangte. Daß wir den Schritt zur nochmaligen Vergrößerung wagen durften und mußten, war uns klar. Es wäre nicht zu verantworten gewesen, unsere gute Position aufs Spiel zu setzen.

Wir verkauften also unsere Ferry III nach Deutschland und installierten die große Ferry, die größte Chips-Anlage, die es überhaupt gibt. Auch sie taufte wir «freundlicher Drache», was aber nicht vermied, daß der Drache eine eigene Behausung nach Maß verlangte.

Die Höngger wollten allerdings zuerst nichts davon wissen, daß ein Drache dieses Ausmaßes mitten im Dorfkern seßhaft werden sollte. Das sehe zu sehr nach Fabrik aus, und überhaupt, das werde sicher ganz entsetzlich nach heißem Öl riechen, meinten sie. Es wollte aber hinwiederum uns nicht gefallen, unseren altangestammten idyllischen Platz zu verlassen oder gar den Betrieb entzweizureißen. Damit wir nicht irgendwo ins Industrieland hinaus versetzt werden mußten, nahmen wir lieber allerhand Auflagen in Kauf. Vor allem mußte eine wirkliche Geruchverteilungsanlage installiert werden. Ich ging selber mit dem betreffenden Beamten des Gesundheitsamtes aufs Dach, und wir steckten unsere Nasen so nah als möglich ans Kamin: Es war aber einfach nichts zu riechen!

Wer heute das saubere Gebäude sieht, das unseren freundlichen Drachen beherbergt, kann kaum glauben, daß hier derselbe Vorgang stattfindet, wie damals in der ersten schwarzen Pfanne in der Bauernküche. Am Fließband werden stündlich 3 Tonnen Kartoffeln verarbeitet. Vom ersten Wasserbad bis zur vollautomatischen Verpackung steuern Fotozellen elektronisch den ganzen Herstellungsprozeß, so daß die Chips überhaupt nicht

Karriere

Sie stand also nahe dem Eingang. Ihre Brille war dummerweise kürzlich noch zerbrochen, eine neue konnte sie sich erst leisten, wenn sie den nächsten Monatslohn bekam – kurzsichtig streckte sie ihre Nase vor. Längst war der Hauptstrom der Professoren und Studenten verschwunden, es kamen nur noch wenige heraus.

Plötzlich aber standen mehrere Studentinnen um den Ausgang herum. Von woher sie gekommen, war ihr völlig rätselhaft. Aber nun verstand sie, ah, jetzt erst erschien er dann: sie kannten die Gewohnheiten ihres Gottes. Und richtig: die Türe ging auf und heraus trat, in einem alten Kamelhaarmantel, dabei war es ein warmer Frühlingstag, ein wirklich unwahrscheinlich großer junger Mann mit breiten Schultern, den Gürtel fest um die schmale Taille gezogen, braungebrannt, das Urbild männlicher Gesundheit. Aber auf einmal blieb er wie gebannt stehn, schaute sich mißmutig um – dann rannte er über den Vorhof davon und verschwand in der Richtung des Parkplatzes. Also wußte sie wieder nur vom Hörensagen, daß er blaue Augen hatte.

«Giorgio», sagte sie leise und atmete die milde Luft des Frühlingsmittags ein. Die Putzfrau hatte ihr beigebracht, die beiden «Gi» weich auszusprechen. Sie sagte den Namen im Takt ihrer Schritte.

Sie hatten auf ein Uhr in der Bar abgemacht, aber sie begab sich gleich dorthin.

Er saß schon an einem Tischchen. Er erhob sich. Sie gab ihm lässig die Hand, legte ihre Mappe neben sich, hatte ganz genau den Ausdruck seiner Augen kontrolliert, als er sie das erste Mal erblickt hatte. Sozusagen keine Reaktion. Aber sie hatte auch nichts anderes erwartet – bei ihrem Gesicht!

Sie tranken einen Aperitif, der sie schon leicht benahm, denn sie war solches nicht gewohnt. Dann schlug er ein Restaurant auf dem Land vor, auf einer kleinen Paßhöhe. Er fuhr sie, indem er langsam, gemächlich Fragen stellte, dort hinauf, Blick über Hügel und See, Forellen – also Journalistin war sie, studierte, Doppelberuf – Zimmer allein in der Stadt – schönes Zimmer?

Oh nein, Mansarde, die sie selbst gestrichen hatte, aber Telefon hatte sie, und ein Badezimmer daneben, ganz annehmbar. Er aß und trank, seine Hände waren etwas breit, aber sein Gesicht kühn, eindeutig, die Augen scharf strahlend, aber von wunderbaren, fast fraulich langen Wimpern abgeschirmt – «übergossen», dachte sie. «Überdeckt. Behütet.»

Bummel auf den nahen Hügel? Warum nicht. Er trug ihr die Mappe mit dem Büchlein, das sie über Marino Marini gefunden hatte.

Oben, unter einer alten, knorrigen Föhre, legte er sich der Länge nach hin, streckte alle Viere von sich und war spürbar unbeteiligt.

Katherine saß neben ihm. Und auf einmal begann sie zu drücken. Sie versuchte, soviel Flüssigkeit in das Auge zu drücken, das ihm zugewandt war, um es wenigstens auf eine Träne zu bringen. War denn das so schwer? Gertie konnte sofort wie ein Schloßhund heulen, wenn es sein mußte und auch wenn es nicht sein mußte, und sie hatte derart an einer

einzigsten Träne herumzumurksen! Aber jetzt, endlich, hatte sie soviel beisammen, daß man von einer Träne sprechen konnte.

Giorgio schielte zu dem aufrecht sitzenden Mädchen hinüber. Warum in aller Welt nur, dachte er, habe ich dieses häßliche Entlein eingeladen? Und dazu noch gleich zum Mittagessen und da hinauf? Es war ihm völlig unverständlich.

Da streifte sein Blick nach Art des Südländers – seine Familie war vor zwei Generationen von Sizilien heraufgekommen – ihre Gestalt, und nun erinnerte er sich: schon beim Heraufsteigen hatte er ihre Hüften wahrgenommen, die sich beim Gehen wohl zu wiegen wußten, er sah ihre straffen, reichlich angelegten Brüste unter ihrem alten, verbrauchten Pullover sich heben und senken, per Bacco, dachte er, sie ist doch jemand, und wie sie telefoniert und schreibt, ganz anders als die andern, die lägen jetzt schon längst auf meiner Brust, wie wenn ich ein Bärenfell wäre, machten gierende Laute und versuchten, mich zu küssen, was mir nach dem Essen auf den Tod zuwider ist . . .

. . . die Träne, Katherines kostbare Einzelträne, die mußte sie durch unendlich geduldiges Manövrieren aus dem innern Augenwinkel in den äußern hinüberzwinkern – ohne daß sie ihr zu früh entwichte . . .

. . . ein seltsames Ding, dachte Giorgio, ganz anders als die andern, jetzt glaube ich wirklich, daß sie mir mit diesem Marino Marini kommen wird, der steckt sicuramente in dieser jämmerlichen Mappe da drin . . .

. . . jetzt war es so weit; Katherine wimperte die Träne von Bord; und pflichtschuldigst rann sie langsam über ihre Wange.

Giorgio richtete sich auf. Irgendetwas ihm Unbekanntes schmolz in diesem Augenblick in ihm. «Was ist denn, ma come, ja aber was ist denn . . .»

Sie wandte sich von ihm ab. Sie zog die Beine an, legte ihren rechten Arm darüber und barg ihren Kopf im Winkel ihres Ellenbogens. Kein Wort.

Er beugte sich zu ihr hinüber, öffnete ihren Arm, faßte ihren Kopf in beide Hände und hob ihn sanft auf. Und, wunderbar – sie sprach kein Wort! Ein Mädchen das nicht sprach! Dann log sie auch nie! Er zog ihr Gesicht an seines und küßte sie, fand, daß zum ersten Mal seit langem ein Kuß ihm wieder einmal schmeckte, es waren weiche Lippen, weder heiß noch begehrllich, und sie machte sich denn auch gleich frei und sagte: «Ich bin nicht deswegen gekommen» – wenn er es nur nicht merkt, nur jetzt nicht merkt, jetzt noch nicht merkt, dachte sie, er mußte doch spüren, wie ihr das Herz im Hals schlug. «Natürlich nicht», sagte er. «Weiß ich auch, du bist ein prächtiger Kerl», sagte er und konnte sich nicht enthalten, ihr einen Klaps auf ihre frauliche Rundung zu geben, wie man ihn einem guten Pferd gibt.

Ihre Schultern begannen sich zu nähern, berührten sich schließlich, bald stützte auch das apollonische Haupt den etwas zerzausten Mädchenkopf, erst schauten sie noch über Hügel, Wald und See, dann schlossen sie die Augen, umarmten sich, fielen hintenüber.

«Es war nicht deswegen . . .» stammelte sie unter schwachem Protest,

Vom Kleinjogg zur Automation

mehr mit menschlichen Händen in Berührung kommen. Das Fließband trägt stündlich 750 Kilo fertig verpackte Pomy-Chips wieder zum Haus hinaus auf die Lieferwagen. Im vergangenen Herbst lief die große Ferry 10 Stunden täglich, und die Pläne für eine neue Anlage mit mehreren Maschinen sind schon fertig, denn die Zeit, da auch dieser Drache nicht mehr genügen wird, kommt schon in Sicht.

Und damit sind wir auch zu Chips-Millionären geworden, das heißt, wir verkauften 1966 erstmals mehr als eine Million Kilogramm Chips. Ich rechnete anlässlich dieses Jubiläums aus, daß 100 Gramm Chips aneinandergereiht jeweils 5 Meter lang sind, daß die Million Kilo Chips demnach ein Band von fünfzigtausend Kilometer ergeben, also einmal den Erdumfang und eine hübsche Masche von zehntausend Kilometer Länge dazu. – Ein verärgerter Geschäftspartner meinte einmal, ich hätte gut reden, als «Chipskönig» – aber in der Firma bleiben wir immer noch demokratisch. Der Vater bleibt der Most-Heiri, ich der Chips-Heiri.

Alt und neu

Die Entwicklung ging nicht immer ohne Reibungen vor sich. Es brauchte oft einiges an Diplomatie auf Seiten meines Vaters, um die Leute in der Mosterei auch zufriedenzustellen. Die fanden begreiflicherweise, sie seien auch «jemand», und sie wollten auch neuere Einrichtungen.

Und selbstverständlich wurde auch dort modernisiert und investiert – zum Beispiel ein neuer Abfülltankkeller, der den Betrieb sehr vereinfacht, und – erstmals in Europa – anstatt der alten Tiefbettpresse eine ganz neuartige Kompressionspresse mit Kolben, an deren Entwicklung wir maßgebend beteiligt waren. Statt daß sieben bis acht Mann schuften, steht jetzt dort ein Arbeiter am Schaltbrett und wacht darüber, daß stündlich 10 Tonnen Obst zu Most werden.

Eine kleine Palastrevolution gab es einmal, als wir uns dazu entschließen

Vom Kleinjogg zur Automation

mußten, einen Raum für das Chips-Büro freizumachen. Der einzige Raum, der dafür in Frage kam, war das Znü-nistübli der alten Mostarbeiter, wo sie ihr Senfbrot mit Böllesalat und Most zu sich nahmen. Der Dampf-nötzli, der Kehrewieder, diese alten Originale, waren gar nicht entzückt davon, nun mit dem übrigen Personal Znünpause machen zu müssen. – Aber schließlich hat das Alte neben dem Neuen immer seinen Platz ge-habt, und auch bei uns ist es gegan-gen.

Wenn ich auf die dynamische Ent-wicklung unserer Chips Rückschau halte, so denke ich manchmal, daß es wohl ohne all die treuen Mitarbeiter der angestammten Mosterei auf allen Stufen nicht gegangen wäre. Ich habe zwar Glück gehabt, bin in die rich-tige Zeit gefallen, und ich habe mich eingesetzt – aber ich hatte auch et-was im Rücken: ein Unternehmen – vor allem jedoch gutgesinnte Men-schen und einen Vater. Ihnen ver-danke ich vieles.

Karriere

als sie einmal zwischen seinen gründlichen Küssen nach Atem ringen mußte – «ich weiß, ich weiß», beteuerte er...

Dennoch, es wurde Abend, die abgeschabte Mappe wurde nicht geöff-net, keine Seite des Marino Marini kam dazu, aufgeschlagen zu werden.

Nachts wollte er gleich mit ihr schlafen.

«Das geht einfach gar nicht», erklärte sie ihm.

«Wegen der Hausleute?»

«Ach, die kenne ich kaum. Nein. Ich mach das nicht.»

Sanft schob sie ihn zur Türe. Und er ließ sich schieben. Erst sehr un-willig. Aber er ließ sich. Von dem kleinen Ding da mit der großen Nase, das ihn schon ganz verrückt machte, so daß er es am liebsten mit seinen starken Armen gepackt und aufs Bett gelegt hätte. Aber nichts dergleichen unternahm er, zur Türe hinaus schieben ließ er sich, blieb noch lange, kopfschüttelnd, davor stehn, horchte ein Weilchen daran und ging dann, aber bereits einen Song summend, die Treppen hinab.



Das spannende Buben-Buch von Jakob Stettler

Brosi Bell und der Höhlenschatz

Erlebnisse und Abenteuer am Gotthard. Für Jugendliche von 12 Jahren an.
Mit 23 Illustrationen von Heinz Stieger. Fr. 14.60

Die Thurgauer Zeitung schreibt: «... ein erzählerisches Geschick, sowohl was den Fluß der Handlung als auch die Zeichnung der Gestal-ten anbelangt, und eine munter dahinfließende Sprache. Der kriminelle Einschlag verleiht dem Wahrheitsgehalt der 'Erlebnisse am Gott-hard' noch einen besonderen prickelnden Reiz. Das Buch fesselt durch den neuen Stoff, der noch kaum in der Jugendliteratur verwertet worden ist...»

Schweizer Spiegel Verlag Zürich

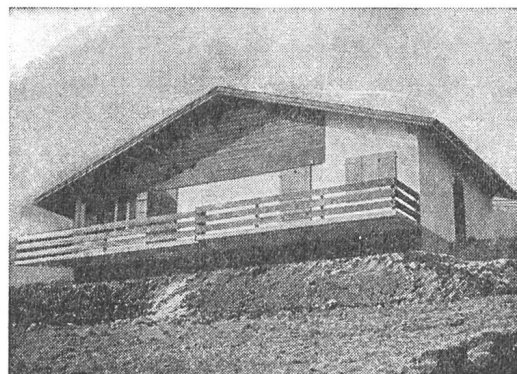
Ihr eigenes Ferienhaus im sonnigsten Oberwallis

Erstklassig gebaute Häuser mit allem Komfort, im neuen Ferienzentrum

Breiten ob Mörel in einer der mildesten und grandiosesten Gegenden der Schweizer Alpen (Aletschgebiet).

- Sehr leichte, bequeme Zufahrt (auch im Winter!), 7 km von Brig (internationale Bahnanschlüsse).
- Ueberwachung und Vermietung der Häuser auf Wunsch durch eigene seriöse Verwaltung (dadurch gute Rendite).
- Schwimmbad, Skipisten, Wanderwege, Bergbahnen.
- Preise für Haus inkl. 400 m² Land, Elektrizität, Wasser, alle Anschlüsse ab Fr. 66 000.— (3-6 Zimmer, 1-2 Küchen, Bad, Balkon, Keller, Zentralheiz.)
- Besichtigung der bestehenden Häuser jederzeit möglich.

Schreiben Sie an **Ferienhaus AG Mörel, Dr. Eugen Naef, 1093 La Conversion/VD**





**Ein Mercedes-Benz wird
bald zur Selbstverständlichkeit,
aber nie werden Sie
ihn als alltäglich empfinden!**



«Ein paar Wochen Fahrpraxis mit dem ersten Mercedes-Benz, und man kann sich fast nicht mehr vorstellen, wie es vorher war.» So und ähnlich schildern unzählige Mercedes-Benz-Freunde ihre Anfangserfahrungen.

Überlegene Fahrkunst dank rennsport-erprobten Fahreigenschaften, höchster Komfort und ein wunderbares Gefühl von Geborgenheit in einer als «Sicherheitszelle» bekannten Karosserie: all das ist für Mercedes-Benz-Fahrer selbstverständlich.

Und es gibt noch viel mehr, was der Mercedes-Benz-Praktiker als durchaus normal, der Uneingeweihte aber als erstaunlich empfindet.

Wer würde z. B. Repräsentationsfahrzeugen wie den Typen 250 S und 250 SE, die 5—6 Personen verschwen-derischen Platz und Gepäckraum bieten, einen Wendekreis von nur 11,5 m mit entsprechend leichtem Parken und Manövrieren zutrauen? Mancher kleinere Wagen braucht mehr Platz zum Wenden und mancher Kleinwagen nicht viel weniger!

Oder wer nähme ohne weiteres an, dass ein Automobil vom sprühenden Temperament des Mercedes-Benz 250 SE (Leistungsgewicht 8,7 kg/SAE-PS, Spitze 190 km/h) mit den Steuer- und Versicherungsansätzen eines 13-Pferders auskommt und selten mehr als 14 l Benzin pro 100 km konsumiert?

Das sind nur einige von Dutzenden erstaunlicher Selbstverständlichkeiten, mit denen Mercedes-Benz (jeder Mercedes-Benz!) Sie verwöhnt.

Ja, ein Mercedes-Benz wird bald selbstverständlich, aber Sie bleiben sich dennoch immer bewusst, dass Sie einen Wagen von ungewöhnlichem Format fahren. Dafür sorgt schon Ihr stets neues Wohlgefallen an seinen sichtbaren Vorzügen, an seinem unnachahmlichen Stil, Finish und Ausstattungsluxus.

Und dafür sorgt auch mancher bewundernde Blick, der das Fahrzeug am Strassenrand streift oder es auf seinem Weg verfolgt.

Beispiele aus der Typenreihe:

Typ 200	10/105 PS	Fr. 16 100.—
Typ 230	12/118 PS	Fr. 17 500.—
Typ 230 S	12/135 PS	Fr. 19 400.—

Typ 250 S	13/146 PS	Fr. 22 900.—
Typ 250 SE	13/170 PS	Fr. 24 900.—
Typ 300 SE	15/195 PS	Fr. 31 500.—
Typ 300 SEL	15/195 PS	Fr. 40 100.—
Typ 250 SL	13/170 PS	Fr. 30 800.—*

* Roadster. Leistungsangaben SAE-PS. Preise ab 250 S inkl. Servolenkung, 300 SEL auch mit Getriebe-Automatik. Wo nicht serienmässig, beides auf Wunsch gegen Mehrpreis erhältlich.

Generalvertretung für die Schweiz:

MERCEDES-BENZ AUTOMOBIL AG SCHLIEREN-ZH/BERN